Ferdinand von Wahlberg und Emmy von Liphart: vergessene schriftstellerische Leistungen

Vorbemerkungen

Während Peter Sinner in seinem Artikel „Die Literatur der Wolgadeutschen“ darauf hinweist, dass am Ausgang des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts „auf dem Gebiete der schönen Literatur“ eine Reihe von Publikationen entstand, und in diesem Zusammenhang F. Wahlberg, A. Lonsinger, D. Kufeld, Hieronymus (J. Kruschinsky), G. Beratz, A. Hunger, E. Kufeld nennt, betont er gleichzeitig, dass „alle diese Schriftsteller den Stoff zu ihren Werken aus dem Leben der Wolgadeutschen genommen haben“.[1] Da das Leben und Schaffen von Hieronymus (J. Kruschinsky), G. Beratz, A. Hunger und D. Kufeld bereits in groben Zügen beschrieben worden ist, soll in diesem Beitrag **Ferdinand von Wahlberg**, zur Sprache kommen. Die Namensnennung P. Sinners wird darüber hinaus durch den Namen von **Emmy von Liphart** ergänzt..

W. Schneider zufolge seien „von einem Volksstamm“, der nicht im sicheren Besitz der Literatursprache ist, keine schriftstellerischen Leistungen zu erwarten“.[2] Trotzdem sind im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts einige nennenswerte „wolgadeutsche Romane“ erschienen.[3] Diese Romane - „Christian Bode“(1910), „Mennoniten“(1912), „Die Mordinsel“ (1914) und „Laili Sultaneh“ (1919 **-,** allesamt aus der Feder von Carl Ferdinand Emanuel von Wahlberg, sieht W. Schneider als Zufall an.[4] K. K. Klein enthüllen diese „Erzählungen das Geheimnis des seltsam herben Zaubers, der von diesem Volksschriftsteller ausgeht“.[5]

Für W. Schneider ist F. v. Wahlberg „auf Grund seines außergewöhnlichen Lebenslaufes“ nicht nur ein „Zufall“, sondern auch eine „Ausnahme“ und „ein gediegener, wenn auch künstlerisch nicht hoch zu bewertender Erzähler“.[6] Aus meiner Sicht sind alle nennenswerten Künstler „ein Zufall und eine Ausnahme“. Für die Wolgadeutschen, deren Gesamtzahl niemals die Millionengrenze überschritten hat, und die selten ein normales menschliches Leben, geschweige denn ein literarisches, führen konnten, gilt das allemal. Es ist vor diesem Hintergrund überhaupt erstaunlich, dass diese Volksgruppe solche literarischen Koryphäen wie **Eduard Huber** und **Boris Pl’njak (Wogau)**, um nur die wichtigsten zu nennen, hervorgebracht hat.

Wahlberg ist zweifellos einer der prominentesten wolgadeutschen Schriftsteller. Seine „schlichten Arbeiten“ betrachtete er selbst als „kindliche Liebesgaben eines Sohnes der Steppe dem Volk, in dessen Mitte er das Licht der Welt erblickt hatte“.[7] Für P. Sinner ist er „der größte Dichter der Wolgakolonien, der einzige einstweilen, der sich einen Namen in der großen Literatur errungen hat…“[8] G. Fittbogens Behauptung, Wahlberg sei der „erste deutsche Dichter von der Wolga gewesen“,[9] scheint mir jedoch nicht zuzutreffen und sorgt sogar für Verwirrung, weil der erste wolgadeutsche Dichter – **Bernhard Ludwig von Platen** - mindestens hundert Jahre früher als Wahlberg geboren wurde.[10]

---

[1] *SINNER, P., 1923, S. 14. Sich selbst erwähnt P. Sinner in diesem Beitrag lediglich als Verfasser - in gemeinsamer Urheberschaft mit J. Erbes - der bereits mehrmalig zitierten „Volkslieder und Kinderreime aus den Wolgakolonien“.*

[2] *SCHNEIDER, W., S. 55.*

[3] *Während E.v.Wahlberg seine deutschen Bücher, die ausnahmslos in Deutschland erschienen sinds, als „Erzählungen“ versteht, bezeichnen sie W. Schneider, K.K.Klein und A. Engel-Braunschmidt (so in ihrem Beitrag „Kaiser, Pfaffe und Kulak“, S. 49) als Romane, was sie aus meiner Sicht auch sind.*

[4] *SCHNEIDRER; W., ebenda*

[5] *KLEIN, K.K., S. 214.*

[6] *SCHNEIDER, W., S. 57.*

[7] *WAHLBERG, F. v., 1923, S. 10-11.*

[8] *SINNER, P., 1956, S.156.*

[9] *FITTBOGEN, G., S. 5-6*

[10] *KORN, R., 2014.*

Die „reichsdeutschen“ Literaturwissenschaftler schätzten Wahlbergs Romane als „provinziell“ ein. Mich mutet das als tendenziös und einseitig an, weil es auf nationalsozialistische Kriterien zurückgeht. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang die Stellungnahme K.K. Kleins, nämlich „… von Rasse, Glauben, Volkstum ist kaum die Rede – geschweige denn von Rassenschande... Seine Erzählungen haben mit dem dichterischen Blut- und Bodenzauber unserer Zeit nichts zu tun“[1], der allerdings beizupflichten ist.

Franz Schiller, der bekannte sowjetische Literaturwissenschaftler wolgadeutscher Herkunft, bezeichnet Wahlbergs Romane ebenfalls als „provinzielle Heimatliteratur“.[2] W. Ekkert geht noch weiter. Er gibt zwar zu, dass die Romane von Wahlberg „viel gelesen wurden“ und „sprachlich und künstlerisch über der Mehrzahl der geistigen Produktion standen“, ordnet sie aber der „pfäffisch-kulakischen“ Literatur zu.[3] Obwohl diese Literatur „bürgerlich-liberale Züge“ oder auch „kleinbürgerlich-demokratische Tendenzen“ aufgewiesen hätte, hätte sie Ekkert zufolge doch „die Autorität der Kirche und die kapitalistische Entwicklung im deutschen Dorf unterstützt und sich bemüht, die deutschen Werktätigen vom Klassenkampf fernzuhalten“.[4] So verstellten einige wolgadeutsche Akademiker – bewusst oder unbewusst - ihren Landsleuten mit aufgezwungenen ideologischen Klischees den Weg zum eigenen Kulturerbe und zu eigener Tradition,[5] denn das zum „pfäffisch-kulakischen“ abgestempelte literarische Werk hatte in Sowjetrussland kein Existenzrecht. Dessen Autor des Öfteren auch nicht.

K.K. Klein ist der Meinung, dass das „Wolgadeutschtum des Vorkrieges“[6] im deutschen Schrifttum doch so “fassbar und lebendig“ dargestellt worden sei, „wie andere Siedlergruppen immer“, was F. v. Wahlberg zu verdanken sei, obzwar kein Kolonist, dem „deutschen Siedlertum“ körperlich und seelisch nahe verbunden war.[7] Das Leben und Werk von Wahlberg soll nachstehend eingehender erörtert werden.

Über **Emmy von Liphart,** geb. Jordan, ist wenig bekannt. Dem Verzeichnis der evangelischen Pastoren des Kirchspiels Balzer ist lediglich zu entnehmen, dass ihr Vater, **Friedrich Gottlieb Jordan**, ab 1857 bis zu seinem Tode im Jahre 1887 in Balzer Pastor gewesen ist.[8] Über ihre Mutter und ihre Geschwister ist nichts bekannt.

In kritischen Betrachtungen über die Literatur der Wolgadeutschen sucht man den Namen Emmy Jordan oder von Liphart vergebens. Ihre „Dorfgeschichten“ werden nicht einmal mit einem flüchtigen Vermerk gewürdigt, was möglicherweise damit zusammenhängt, dass es der Verfasserin dieser „Geschichten“ gelungen ist, der bolschewistischen Falle zu entkommen, indem sie ins Ausland geflohen war.

Darüber hinaus fielen ja die „Dorfgeschichten“ auf Grund der Herkunft ihrer Verfasserin in die Sparte „Pfaffenliteratur“. Und in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich am Verhalten zu dieser Literatur nichts geändert. In den Lexika und kritischen Beiträgen, die mir zugänglich gewesen sind, wird E. v. Liphart jedenfalls nicht erwähnt. Eine Ausnahme bildet K. Stumpp, der das Buch in seiner Bibliographie im „Verzeichnis der Bücher über das Deutschtum in Russland, die in englischer oder deutscher Sprache in Übersee (USA, Kanada und Süd-Amerika) erschienen sind“, anführt.[9]

1909 veröffentlichte E. v. Liphart in der „Deutschen Volkszeitung in Saratov unter ihrem Mädchennamen die Erzählung „Im Schweiße deines Angesichts“.[10] Das lässt darauf

---

[1] *KLEIN, K.K., S. 214.*
[2] *Zit. nach A. Ritter, 1995, S. 62.*
[3] *EKKERT, W., 1986/2, S. 261.*
[4] *EKKERT, W., ebenda*
[5] *ENGEL-BRAUNSCHMIDT, A., 1986, S. 61.*
[6] *Gemeint ist der erste Weltkrieg.*
[7] *KLEIN, K.K., 1939, S. 212-213.*
[8] *SCHNURR, J., S. 147, linke Spalte; S. 193, rechte Soalte.*
[9] *STUMPP, K., 1980, S. 83.*
[10] *JORDAN, E. v., 1909, S. 11-12.*

schließen, dass die Verfasserin zumindest ihre Jugendjahre in Balzer verbracht hat. Das Wolgagebiet verließ sie wohl vor oder kurz nach dem bolschewistischen Umsturz von 1917 in Richtung USA, denn ihr einziges Buch veröffentlichte sie 1924 schon in Chikago unter dem Namen **Emmy von Liphart**[1]. Das Buch widmete sie ihren Enkeln Ronald und Reginald Kufeld „zur Erinnerung an die Heimat ihres Vaters". Ob der Name Kufeld auf die Verwandtschaft mit David Kufeld, dem Verfasser des „Küster Deis", hinweist, bleibt bisher offen.

I. Carl Ferdinand Emanuel von Wahlberg (1847-1920)
Die Lebensstationen

F. Israel, der Anfang des 20. Jahrhunderts in Helsingfors als evangelisch-lutherischer Pfarrer tätig war, erinnert sich:

„Einmal kam aber wenige Minuten (***am „kaiserlichen Feiertag" – Anm. des Verfassers***) nach elf Uhr ein Wagen mit russischem Kutscher vorgefahren, und ein untersetzter, reich mit Orden geschmückter älterer Herr entstieg ihm und rüttelte vergebens an der Kirchtür.[2] Im Pfarrhaus holte er sich dann den Bescheid, dass er seit Jahren der erste und einzige Besucher eines Gottesdienstes an einem kaiserlichen Tage sei"..[3]

Das war Ferdinand von Wahlberg, den man in Helsingfors „alter Doktor" nannte. Er verbrachte seinen Ruhestand in Erikshof, einem seiner kleinen Güter. F. Israel zufolge war Wahlberg nicht nur „Doktor und Schriftsteller", sondern auch ein guter Landwirt. Sein Gut vermachte er übrigens dem Kirchspiel Kyrkflätt mit der Bedingung, „dass dort eine landwirtschaftliche Schule für die schwedische Küstenbevölkerung im südlichen Finnland" eingerichtet würde.

Das ist das Schicksal eines Auslandsdeutschen, der in drei Welten zu Hause war. Sein Beruf führte ihn in das damalige russische Weltreich. Sein Heim hatte er in Finnland. Aber seine Liebe und Sehnsucht galt der ‚deutschen' Heimat an der Wolga, dem Jugendparadies des lutherischen Pfarrhauses in der Steppe".[4]

Carl. Ferdinand von Wahlberg erblickte das Licht der Welt am 18. September 1847 in Katharinenstadt in der Familie des lutherischen Pastors Karl Friedrich Wahlberg,[5] der ins Wolga-Gebiet aus Finnland gekommen und von 1821 bis 1877 in Katharinenstadt Pastor war,[6] seine Mutter, geborene Anna Dorothea Elisabeth Buck, stammte von einem „miteingewanderten" Pastor ab.[7] Ihr Vater, Johann Heinrich Buck, war ebenfalls evangelisch-lutherischer Pastor in Katharinenstadt (1794-1820) und Rosenheim (1820-1831).[8] Der Roman

---

[1] *LIPHART, E. v. 1924. Von Lipharts sind ein altes baltendeutsches Adelsgeschlecht. In der „Literaturgeschichte des deutschen Volkes" wird auf S. 106-107 der Dorfpater Karl Eduard von Liphart (1808-1891) erwähnt, der „einer der ersten Kunstkenner seiner Zeit gewesen sein soll. In seinem Dorpater Heim hatte er wertvolle Kunstgüter angesammelt, und „als er schließlich nach Florenz zog, wurde er für die Stadt im Kleinen das, was Wilhelm von Humboldt einst für Rom bedeutet hatte. Emmy Jordan heiratete vermutlich einen Vertreter dieses Geschlechts. Aber ob sich darasu ein direkte Beziehung zu K. E. Liphart ableiten lässt, bleibt doch offen.*

[2] *D. i. die deutsche Kirche in Helsingfors. Als Finnland zum Russischen Reich gehörte, musste auch die deutsche Kirche in Helsingfors die so genannten „kaiserlichen Feiertage" – die Geburtstage des Kaisers und Thronfolgers, der Kaiserin und der Kaiserin-Witwe - mitfeiern.*

[3] *ISRAEL, F., S. 4.*

[4] *ISRAEL, F., ebenda.*

[5] *In seinem letzten Roman „Laili Sultaneh" gab Wahlberg den Vornamen seines Vaters dem würdigen Probst und Pastor Karl Friedrich Fels zu Altdorf.*

[6] *SCHNURR, J., S. 178, linke Spalte; S. 195, rechte Spalte.*

[7] *SINNER, P., 1924, S. 115.*

[8] *SCHNURR, J., S. 128, rechte Spalte..*

„Christian Bode“ von Wahlberg lässt darauf schließen, dass Wahlbergs Großmutter mütterlicherseits den Namen Bode führte.

W. Schneider zufolge war Wahlberg Sohn „einer Deutschen und eines Finnländers“.[1] Da der Familienname des Vaters gar nicht so eindeutig finnisch klingt, stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage, ob er nicht ein Deutscher aus Finnland gewesen ist? F. Wahlberg erwähnt ja „die deutsche Kolonie in Finnland“, wobei hier das Nomen „Kolonie“ nicht als ein Sammelname für mehrere deutsche Kolonien zu verstehen ist.[2] Doch wie dem auch sei, im Elternhaus des Schriftstellers in Katharinenstadt wurde nachweislich deutsch gesprochen und so soll es auch in Finnland gewesen sein.[3] Darauf lässt unter anderem Wahlbergs Bericht über seine Unterhaltung mit einem „reichsdeutschen“ Philologen schließen, die in Helsingfors stattgefunden hat, vgl.:

„…es hatten sich ein Reichsdeutscher und ein Wolgadeutscher getroffen, und es stellte sich heraus, dass beide Fremde im Lande waren und in vielem ähnlich fühlten. In mir war das Heimatgefühl erwacht, und ich erfuhr eine geistige Rückkehr zur Heimat, zur Steppe, zum Elternhaus und meinen Kindheitsjahren. Es war mir mit einem Mal, als hätte die große weite Steppe mit ihrer tiefen Stille, ihrer Frühlingspracht, ihrer Sommersonne, ihrem Herbstgrau und Wintersturm mir ihre Arme eröffnet und mir Schätze geistiger Anregung erschlossen. Vater und Mutter, Geschwister und die biederen Leute der Steppenkolonien, alle traten sie in einem Wunderring um mich, als wollten sie mir zurufen: Bisher hast du der Kulturwelt gedient, du hast dem Volk und dem Land deiner Bildung dein Schaffen gewidmet – komm nun zu uns, du brauchst ja nur das, was auf dem Herzblatt deiner Seele geschrieben steht, abzuschreiben, um uns ein Gedenkblatt für kommende Zeiten zu schaffen. – Ja, ja, das will ich tun! Jubelte es in meinem Innern ihnen entgegen, und so gehörte meine Feder fortan der Heimat. So entstanden nach und nach die Erzählungen aus den deutschen Kolonien an der Wolga und auf der Steppe“.[4]

Ich habe mir diese lange Passage erlaubt, weil sie aus meiner Sicht eindeutig Wahlbergs Bekenntnis zu seiner Wolgaheimat belegt, die er sogar „mein kleines Deutschland“ nennt.[5] Diese Absicht des Schriftstellers lässt sich auch in seinem Kunstmärchen „Wie die Heimatliebe geboren wurde“ erkennen, das er von Frau Pastorin Waassing ihrem Sohne, einem Garde-Offizier, in ungetrübter Form schildern lässt. Warum für Johann Warkentin „die doppelte Einrahmung“ dieses „Phantasiestücks“ in den Müll gehört,[6] bleibt mir verschleiert. Begründet hat er es jedenfalls nicht.

Wahlberg verfasste dieses „Märchen“ als einen Beitrag für das von J. Brendel und P. Sinner geplante Jahrbuch zum hundertfünfzigjährigen Wiederkehr der deutschen Einwanderung an die Wolga. Er gesteht, dass ihm das Märchen „sozusagen selbst aus der Feder“ geflossen ist. Der Krieg machte jedoch das Erscheinen des Jahrbuches „unmöglich“. Es wurde daher in der „Deutschen Volkszeitung“ gedruckt, die kurz darauf geschlossen werden musste. .

W. Schneider behauptet, dass Wahlberg mit seinem „Märchen“ das Ziel verfolgt habe, „das durch Zeit und Abstand geschwächte Band zwischen den Wolgadeutschen und dem Deutschtum ihrer Urheimat zu stärken, ihr Bewusstsein, dass sie dem Deutschtum in der Welt angehören, aufzufrischen“.[7] Aus meiner Sicht liegt hier ein Missverständnis vor. Der von Schneider zitierte Gedanke Wahlbergs bezieht sich nicht auf das genannte Märchen, sondern auf „eine letzte Arbeit“, die er nicht geschrieben hatte, sondern erst schreiben möchte, vgl.:

Ein Ziel, das ich mit einer letzten Arbeit zu erreichen **gewünscht hätte**, (**hervorgehoben durch den Verf.**) nämlich das durch Zeit und Abstand geschwächte Band zwischen den Wolgadeutschen und dem Deutschtum ihrer Urheimat zu stärken, ihr Bewusstsein, dass sie dem Deutschtum in der Welt angehören, aufzufrischen, ist mir in unserer unruhevollen Zeit versagt geblieben – vielleicht bringt es die Zukunft.

---

[1] *SCHNEIDER, W. S. 56.*
[2] *WAHLBERG, F., 1923, S. 11.*
[3] *KLEIN, K.K., S. 213.*
[4] *WAHLBERG, F., 1923, S. 10.*
[5] *WAHLBERG, F., ebenda.*
[6] *WARKENTIN, J., S. 69.*
[7] *SCHNEIDER, W., S. 56*

Die Sehnsucht nach der Wolgasteppe brachte Wahlberg wieder zu den Stätten seiner Kindheitserlebnisse. Fortan waren seine schriftstellerischen Bemühungen nur noch von der Heimatliebe diktiert und in der Muttersprache verfasst. P. Sinner bringt diesen Wandel auf den Punkt, vgl.:

„(…) Im Lebenskampf, im Ringen und Wirken mag ihn wohl mitunter eine flüchtige Sehnsucht nach der Wolgasteppe erfasst haben. Aber er gab sich diesen Gefühlen nicht hin, solange er wirkte. (…) Erst als er ausgewirkt hatte, als die Sechzig überschritten waren, als er auf ein taten- und erfolgreiches Wirken zurückschauen und sich in den Ruhestand setzen durfte, da packte es ihn, da zog es ihn mit tausend Fäden hin, in die Wolgasteppe, dahin, wo er seine goldene Kindheit verträumt hatte. (…) Er reiste hin, in die Wolgasteppe, besuchte die Gräber seiner Lieben, alle die Gegenden, wo er sich als Knabe herumgetummelt hatte. Und es ward um ihn geschehen. Jetzt gehörte er wieder ganz der Wolgasteppe. (…) Sein Schriftstellertum hatte ihm manche berühmte Freundschaft eingebracht: H. Ibsen, B. Björnsen, G. Geijersram zählten zu seinen persönlichen Freunden. Jetzt zog er sich aus dieser großen Welt zurück und lebte den Rest seines Lebens nur noch dem Lande seiner Kindheit, dem Lande seiner heiligen Träume (…)“.[1]

Ich bin darüber hinaus der Meinung, dass hier die Ergänzung angebracht ist, Wahlberg habe in seinen Werken nicht nur das „Leben und Weben“ der Wolgadeutschen thematisiert, sondern auch das Neben- und Miteinander der Wolgadeutschen, Russen und Kasachen.

Beginn der literarischen Tätigkeit

Nach dem Aufenthalt in Deutschland schlug Wahlberg eine Laufbahn als Militär-Arzt im finnländischen Heer ein. Er beteiligte sich am russisch-türkischen Krieg, der 1877 ausgebrochen war, und stieg während der Kriegshandlungen zu einem der fähigsten Gehilfen des großen russischen Gelehrten, Chirurgen und Pädagogen, einem der Begründer der Feldchirurgie, Prof. N.I. Pirogov, auf. Über diese Zeit schieb er:

„Mit mir selbst war durch den Krieg eine tiefe Umwandlung vor sich gegangen, indem ich bei weitem mehr Soldat als Arzt geworden war. Dabei galt von nun an mein größtes Interesse dem finnischen Militär, das laut der Vorlage des Kaisers Alexander II. auf dem Landtag von 1877-78 von den Ständen genehmigt worden war und jetzt Wirklichkeit werden sollte“.[2]

Beim Ausrücken zum Kriegsschauplatz ersuchte der Chefredakteur der Zeitung „Helsingfors Dagblat“ den Militärarzt Wahlberg, an ihn für seine Zeitung hin und wieder Briefe vom Kriegsschauplatz zuzusenden, was Wahlberg dann auch tat. Nach beendigtem Feldzug, regten ihn diese Briefe dazu an, seine Erinnerungen aus dem Kriege zusammenzufassen und als Buch – in Schwedisch - unter dem Titel „Från en härfärd till Turkiet“ (Von einer Heerfahrt nach der Türkei) herauszugeben. Da Wahlbergs Kriegskameraden ihn bei der Arbeit am Buch unterstützten, indem sie ihm Militärkarten der Schlachten, an denen sie teilgenommen, sowie Bilder aus der Türkei zur Verfügung gestellt hatten, erfuhr das Buch in Finnland und Schweden eine hohe Resonanz.

In der Nachkriegszeit wurde Wahlberg Oberarzt im finnländischen Heer und gab gleichzeitig die Zeitschrift „Finsk Militär Tidskrift“ (Finnische Militärzeitschrift) heraus. Und nachdem das finnländische Heer aufgelöst worden war, bekleidete er das Amt des Direktors der Medizinalabteilung im Kultusministerium.[3] An der Spitze dieser Behörde stand er fast volle dreißig Jahre lang und wurde in dieser Stellung 1904 geadelt. Gleichzeitig betätigte er sich nach wie vor wissenschaftlich und ließ seinen früheren eine ganze Reihe weiterer wissenschaftlicher Untersuchungen auf medizinischem Gebiet folgen.

---

[1] *SINNER, P.,1956, S. 156..*
[2] *WAHLBERG, F., 1923. S. 9.*
[3] *K.K. Klein bezeichnet a a. O. dieses Amt als „Generaldirektor der Medizinalverwaltung Finnlands“.*

In den Mußestunden ging er seinen dichterischen Neigungen nach, wirkte als Bühnendichter und war vorübergehend sogar Direktor des schwedischen Theaters in Helsingfors. Wahlberg verfasste eine ganze Reihe von Schauspielen, die P. Sinner in seiner Ehrung des Schriftstellerkollegen aufzählt, nämlich: „Das Unmögliche möglich“, Helsingfors 1881; „Die soziale Erziehung“, Helsingfors 1882; „Ecksteine“, Helsingfors 1883; „Gewalt“, Helsingfors 1884. Darüber hinaus veröffentlichte er die Erzählungen „Die Liebreichen“ sowie „Verirrt“ u. a.[1] Es waren vorwiegend soziale Tendenzdramen. Darüber hinaus verfasste er in Schwedisch einige Erzählungen.

Durch seine vielseitige Tätigkeit genoss Wahlberg hohes Ansehen „weitester Kreise“ der Gesellschaft. Die größten Männer Schwedens – darunter B. Björnsen, H. Ibsen, Gaf-Geyerstam - zählten zu seinen intimen Freunden. Die Dramen und Erzählungen in Schwedisch, mit denen er seine literarische Tätigkeit begonnen hatte, sind dem Leben der russischen Soldaten während des russisch-türkischen Krieges gewidmet. Zugestandenermaßen erkannte er jedoch, dass die Grundgedanken seiner Werke weder in der finnischen noch in der schwedischen Seele wurzelten.[2] Die Unzulänglichkeit seines Schaffens führte Wahlberg selbst darauf zurück, dass ihm die Hauptbedingung für das Gelingen eines Werkes fehle, „die nämlich, dass der Schriftsteller in geistig enger Berührung mit der Volksseele stehen muss“

Die wichtigsten seiner Erzählungen über die Wolgadeutschen veröffentlichte Wahlberg im Verlag Braunmüller (Wien-Leipzig), gleichzeitig erschienen sie aber auch in der „Saratower Deutschen Volkszeitung“. Seine „Erzählungen“ in Buchform waren von der Zensur in Russland verboten worden. P. Sinner schrieb über seinen namhaften Landsmann:

„Gar mancher Wolgadeutsche hat sich an diesen wahrheitsgetreuen, gesunden und vortrefflichen Schilderungen von Land und Leuten ergötzt, erfrischt und gestärkt. Ein jeder fühlte, dass der alte Wahlberg (…) mit dem Herzen stets zu uns gehörte und auch jetzt immer in Gedanken unter uns weilte. Nun ist der liebe Mensch stille geworden. Das macht uns tief traurig (…)“.[3]

Am Lebensabend

Wahlberg heiratete die Tochter eines wohlhabenden russischen Kaufmanns, die in Dresden aufgewachsen war. Aus der Ehe gingen vier Kinder hervor, die Wahlberg alle überlebt hat. Als er 1906 in den Ruhestand getreten war, widmete er sich auf seinem Gut Erikshof der Landwirtschaft. Nun konnte er außerdem ruhig auf sein mühsames und ereignisreiches Leben zurückblicken. Vor allem galt es für Wahlberg dabei, Klarheit über sein Verhältnis zum Jenseits zu verschaffen. So entstand sein erstes größeres Werk in Deutsch, nämlich **„Die sittlichen Weisungen Jesu und die Kulturgemeinschaft der Liebe“,** das er im Jahre 1908 verfasste, wobei er in der späteren „Beichte“ seiner Feder betonte, dass Deutsch seine Muttersprache sei.[4]

Wahlberg las eine Menge von Werken aus der Feder von Theologen, Gelehrten und Denkern, die sich mit dem Leben Jesu und seiner Lehre auseinandergesetzt hatten, bevor er seine Gedanken in Worte kleidete und zu Papier brachte.

Sein theologischer Aufsatz wurde in einer Zeit geschrieben, als der blutige russisch-japanische Krieg eben beendet war und Anschläge, Mord und Gräueltaten aller Art „so alltägliche Erscheinungen“ waren, um mit Wahlberg zu sprechen, „dass das menschliche Gemüt gegen derartige Vorgänge kaum mehr“ reagierte. „Der Geist des Hasses hat sich als Völker-, Nationalitäts-, Klassen- oder Erwerbshass in Millionen Herzen eingenistet.“[5]

---

[1] *J.P d. i. SINNER, P., 1924, S.116.*
[2] *SCHNEIDER, W., S. 56.*
[3] *SINNER, P. (1924): S. 115.*
[4] *WAHLBER, F, 1923, S. 1923.*
[5] *WAHLBERG, F. 1908, S. III.*

Es war eine Zeit, in der die politischen Unruhen „alles Denken auf anderen Gebieten als dem der Politik“ unmöglich machten. „Um aber auf diesem Felde aktiv einzugreifen, war ich viel zu viel ein Soldat, der seinem höchsten Kriegsherren Gehorsam geschworen hatte“, schrieb Wahlberg. Zwar konnte er sich den tiefen Bewegungen der Zeit „nicht ganz verschließen“, ging aber seinen eigenen Weg und gab erst viel später seinen Gefühlen und Gedanken Ausdruck.

Er war kein Revolutionär und lehnte Revolutionen ab, weil jeder Revolution aus seiner Sicht eine Reaktion folgte.[1] Darüber hinaus fragte er sich zu dieser Zeit, ob sein Kinderglaube an die Lehre Jesu, der ihn niemals verließ, „zunichte geworden war oder ob ihn die Menschen nur verlassen hatten?“ Und während der politische Mord als eine Großtat gefeiert wurde, fragte er sich, ob die zehn Gebote Gottes, deren eines bekanntlich lautet: „Du sollst nicht töten!“ nicht mehr maßgebend waren?

Nach Jesu Lehre und Leben soll bekanntlich das Reich Gottes auf Erden - das Endziel der Entwicklung - nicht durch Revolutionen erreicht werden, sondern sich zuerst in den Menschen selbst vollziehen und erst danach durch allmähliche Entfaltung und Ausdehnung auch im Äußeren stattfinden. Deshalb ruft Wahlberg nicht zum Kampf mit den Terroristen und Revolutionären auf, sondern erinnert in seinem Aufsatz daran, „dass die Liebe und ihr größter und einzigartiger Verkünder, Jesus von Nazareth, unserem Dasein die größten Entwicklungsmöglichkeiten darbieten“.[2] Er war sich zwar nicht sicher, ob sein „Büchlein“ jemand „mit Erbauung“ gelesen hatte, betonte aber, dass es für ihn selber jedenfalls einen „sicheren Boden“ bedeutete, auf dem er stehen und leben konnte.[3] Er musste aber auch feststellen, dass die deutsche Sprache, die er ja als seine Muttersprache bezeichnete, ihm dermaßen ungewohnt geworden war, dass er eines Helfers bedurfte.

Nachdem „Die sittlichen Weisungen“ erschienen waren, richtete Wahlberg immer öfter sein inneres Auge aufs Elternhaus im fernen Katharinenstadt an der Wolga, auf die glücklichen Tage seiner Kindheit, auf die weite Wolgasteppe, wo die Gebeine seiner Lieben ruhten. Unwiderstehlich zog es ihn dahin, und er besuchte mehrere Sommer hintereinander seine Wolgaheimat. Diese Besuche und Erinnerungen an das Land seiner Kindheit regten ihn dazu an, eine Reihe von „Erzählungen“ zu verfassen, die man, wie es W. Schneider auch tut, als „wolgadeutsche Romane“ bezeichnen kann.[4]

Christian Bode

Eines der wichtigsten Werke von F. Wahlberg ist wohl sein Roman „Christian Bode“ mit dem Untertitel „Erzählung aus den deutschen Kolonien an der Wolgasteppe“, der zwar im Geiste der deutschen Romantik und Empfindsamkeit gehalten ist, in dem er aber mit realistischen Mitteln ein ausdruckvolles Bild „aus den deutschen Kolonien in der Wolgasteppe entwirft.[5]. H. Kindermann zufolge kam es Wahlberg in diesem Roman vor allem darauf an „die vom geistigen und von der seelischen Fühlungnahme mit ihrem Mutterland so gänzlich abgetrennten Wolgadeutschen wieder mit ihrer Heimat in Fühlung zu bringen“.[4]

K.K. Klein „vermutet“, dass Wahlberg „vielleicht an die Persönlichkeit, vielleicht auch an ein Erlebnis seines Vaters Karl Erich Wahlberg“ anknüpfte, „der über ein Vierteljahrhundert lang Pastor von Gnadenflur - in der Erzählung Lilienflur - gewesen war“.[5] Vielleicht. Nur, **Carl Erich Wahlberg** war nicht der Vater, sondern der älteste Bruder von **Ferdinand von Wahlberg.**

---

[1] *WAHLBERG, F.,1923, S. 10..*
[2] *WAHLBERG, F., ebenda.*
[3] *WAHLBERG, F., ebenda.*
[4] *SCHNEIDER, W., S. 56-57.*
[5] *KINDERMANN, H., S. 170*
[4] *KINDERMANN, H., ebenda.*
[5] *KLEIN, K.K., S. 213.*

In dem bereits erwähnten und 1914 in Helsingfors „als Handschrift gedruckten“ Märchen „Die Geburt der Heimatliebe unter den Bewohnern der Wolgasteppe“ von Wahlberg gibt es folgende Zeilen:

„(…) Kaum war ein Kind geboren, so stand auch die Fee Morgana an seiner Wiege und flößte, ohne dass es davon eine Ahnung hatte, die Heimatliebe in das zarte Herzchen ein.

So ward die Heimatliebe bei den Steppenmenschen geboren und sie wurde eine große Macht, dieselbe bei allen Steppenmenschen ohne jeglichen Unterschied.

Den Steppenbewohnern ward nachher die Heimatscholle lieb und teuer, die Arbeit auf ihr leicht und ihr eigenes Glück webte sich in das Glück des Vaterlandes ein“.[1]

Es scheint aber so gewesen zu sein, dass nicht alle bereit waren, in dieser in poetischen Bildern geschilderten Glückseligkeit zu verschwimmen. Jedenfalls schätzt Christian Bode, Protagonist der gleichnamigen Erzählung, der seinen Dienst als Geistlicher – er hat das Pastorat seines Vaters übernommen - in den wolgadeutschen Dörfern zu verrichten hat und mit seinen beiden Schwestern in einer deutschen Kolonie am Irrsch, einem Steppenflüsschen, lebt, seine Umwelt anders ein, vgl.:

„Krank bin ich zwar nicht, aber ich habe hier alles herzlich satt. Im Sommer eine furchtbare Hitze, im Winter der tiefe Schnee, Frühjahrs das lebensgefährliche Schneewasser und jetzt Wege, auf denen einem der Kopf wacklig wird. Und nicht viel besser sind hier die Leute. Wenn der Herr Pastor ihnen nicht aus allem herauszuhelfen vermag, so ist eben sein Predigen nichts nutz“.[2]

Und tatsächlich lebten die Menschen in den deutschen Dörfern an der Wolga, die wie Samenkörner in der Steppe versprengt waren, in völliger Einsamkeit. Im Sommer hatten sie schwer zu arbeiten, im langen, kalten und schneereichen russischen Winter lebten sie still für sich hin, in einer nahezu vollständigen Isolierung von der Urheimat.

Es ist daher einem gebildeten Mann wie Christien Bode keinesfalls zu verdenken, dass er „den Drang verspürt“, dieser Einsamkeit und Weltentfremdung den Rücken zu kehren. Es sind Liebesenttäuschung und Sehnsucht, „in die große Welt zu flüchten“, die den sonst so pflichtbewussten Pfarrer den Versuch machen lassen, aus der Steppeneinsamkeit zu fliehen.

Doch die Erfahrungen in der Gouvernementstadt lassen ihn schnell die Abwegigkeit seines Vorhabens erkennen. Das Gefühl der Verbundenheit mit der Heimat wirkt seinem Verlangen entgegen. Die „große Welt“ ist ihm fremd geworden und lehrt ihn, dass seine Pflicht darin besteht, durchzuhalten und nicht aufzugeben. Das wahre Glück, wie der Geschichte zu entnehmen ist, ist durch das Verlassen der Kolonie nicht zu erlangen - es wird nur dem beschert, der den inneren Frieden und Harmonie sowie das Gefühl der Erfüllung auferlegter Pflicht gewinnt. Am Ende überwindet das Heimatgefühl den alten Pastor. Er kämpft zwar mit sich selbst, aber er bleibt bei seinen einsamen Schäfchen.[3] Wie F. Wahlberg selbst über seine Erzählung schreibt, wollte er mit Christian Bodes Schicksal „dartun“, wie die Steppe dem Menschen, den sie einmal gepackt hat, nicht mehr loslässt.[4]

Die Ausdrucksformen des Dichters muten patriarchalisch an, das Geschehen entfaltet sich brav und bieder im vornaturalistischen Rahmen, die psychologische Charakterdarstellung ist schablonenhaft. Doch die Geschichte fesselt den Leser trotzdem. Das ist wohl durch die schlichte Darstellung des Lebensraumes, der Abgelegenheit und Einsamkeit zu erklären, in der die Menschen wohl natürlicher und besser geblieben sind. Wie die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ am 20. Juni 1910 über die Erzählung „Christian Bode“ schrieb, macht oft die Umwelt, insbesondere eine solche, die bisher literarisch kaum erfasst worden war, auch eine an sich schlichte Erzählung zur interessanten Schöpfung. Und Wahlberg präsentiert

---

[1] *WAHLBERG, F., 1914, Die Geburt…, S. 30.*
[2] *WAHLBERG, F. v. (1910), S. 10.*
[3] *ENGEL-BRAUNSCHMIDT, A., 1986, S. 56.*
[4] *WAHLBERG, F., Die Beichte … S. 10.*

seinen Lesern tatsächlich vor allem die Landschaft „und das durch die Landschaft bedingte Gepräge dieser in der Steppeneinsamkeit besonders eng aneinander geketteten Deutschen, ihre Lebensgestaltung und ihre aufbauende Arbeit, ihre Seelennot und ihr bescheidenes Glück“.[1]

Die Mennoniten

Wie „Christian Bode“ lässt auch die „schlicht und einfach, aber vortrefflich aufgebaute und ausgezeichnet komponierte“ Erzählung **„**Mennoniten**“** Züge der deutschen Romantik und des Sentimentalismus erkennen. Wahlberg schildert hier eine vorbildliche Mennonitensiedlung an der unteren Wolga:

Schmucke Gebäude, wohl gepflegte Felder, Fruchtgärten mit Blumenbeeten und eine bewundernswerte Ordnung ließen kaum ahnen, dass hier einst nur ödes Steppenland gewesen war, das Menschenhände in Kulturboden verwandelt hatten.[2]

Dabei verzichtet der Verfasser auf eine genaue Ortsangabe. J. Warkentin „tippt“ in diesem Zusammenhang auf die sieben großen „Dörfer am Trakt“, die „mittenmang unter den gewöhnlichen wolgadeutschen Siedlungen bis zur Vertreibung 1941 an ihrem Anderssein festhielten“.[3] Doch „tippen“ kann man auch auf die anderen Mennoniten-Siedlungen im Gouvernement Samara.[4]

Wie dem auch sei, im Mittelpunkt des Geschehens stehen Mennoniten, eine protestantische Gruppe, die sich im 19. Jahrhundert im Wolgagebiet niedergelassen hat und hier heimisch geworden ist. Ihre wichtigste Besonderheit besteht in strikter Verweigerung des Dienstes an der Waffe, denn die Waffe ist für sie immer „das verabscheuungswürdige Zeichen des Krieges und Mordes“. In nur wenigen Zeilen umreißt Wahlberg eingangs die Philosophie dieser Glaubensgemeinschaft, was den weiteren Verlauf der Geschichte wesentlich erhellt, vgl.:

Die Bergpredigt, die bei ihnen eine zentrale Stelle einnimmt, hat ihnen auch die Lehre vom Tausendjährigen Reich Gottes nahe gebracht und in ihnen die Hoffnung genährt, alle ihre leidenschaftlich und schwärmerisch angestrebten Ideale darin erfüllt zu sehen.

Durch Auslegung verschiedener Schriftstellen wollen sie gefunden haben, dass alle, welche der dem Tausendjährigen Reiche vorausgehenden Zeit des Gräuels entgehen wollen, einen Ort in Asien aufsuchen und dort die Zeit abwarten sollen. Deshalb bei jeder neuen Niederlassung die Losung: „Dieses ist nur eine Station, unser Weg aber geht noch weiter nach Osten.“ Daher wird der Verkehr mit allen zurückgelegten „Stationen“ aufrechterhalten und so der Weg abgesteckt, auf dem alle Errungenschaften der Kultur des Westens zu ihnen gelangen können.

So lässt sich die jedesmalige höhere Kulturstufe erklären, welche die Mennoniten im Vergleich zu ihrer Umgebung einnehmen.[5]

Der Verfasser hat das „Anderssein“ der Mennoniten in diesem „fernen Land“ festgehalten und ihre Sitten, „Bräuchtümer und Anschauungen“, wie es in dem von Warkentin zitierten Werbetext heißt,[6] „nicht aufdringlich“, sondern schlicht und einfach, aber überzeugend geschildert hat. Hier ein kurzer Auszug, der das Gesagte exemplifiziert, vgl.:

---

[1] *KINDERMANN, H., S. 170*
[2] *WAHLBERG, F., Mennoniten, S. 9*
[3] *WARKENTIN, J., S. 65.*
[4] *EPP, K.*
[5] *WAHLBERG, F., 1912, S. 11-12.*
[6] *WARKENTIN, J., S. 65.*

Früh am Ostersamstag waren die Arbeiten der Frauen im Garten und auf dem Hackfruchtfelde beendet. Das Haus glänzte vor Sauberkeit, auf den Tischen standen frisch gepflückte Steppenblumen und erfüllten die Zimmer mit ihrem lieblichen Duft.[7]

An der Irrsch wohnen nebeneinander Mennoniten, Lutheraner und Protestanten. Johannes Waassing, Protagonist der Erzählung, ist Pastorensohn. In ihm entwickelten sich zunehmend die Eigenschaften, „die die Steppe und die Wolga ihren Kindern bei der Geburt in die Wiege legen“:

Frei und weit wie der Gesichtskreis der Steppe, groß und mächtig wie die Wolga wuchs in dem Jüngling eine heiße Liebe zur Freiheit auf, zu dem Volke, das die Steppe im bunten Durcheinander hervorbrachte, zur Heimatscholle, während ihm jeder Zwang und alles Kleinliche im Leben tief verhasst wurde.[1]

Was wunder, dass der junge Offizier, der auf seinem Lebensweg sowohl Glanz und Ruhm als auch Niederschläge hinnehmen musste, zur heimatlichen Scholle zurückkehrt, die er selbst bearbeiten will. Erst hat ihn der Krieg und dann die Gesellschaft gelehrt, dass sein Platz „hinter dem Pflug“ ist. Während Pastor Bode es versucht, in der großen Welt an seinem Lebensabend Fuß zu fassen, kehrt Johannes Waassing aus dieser Welt in die heimatliche Steppe als junger Mann im Vollbesitz seiner Kräfte zurück. Er ist mit seiner neuen „Stellung“ zufrieden und fühlt mit jedem Tag mehr, dass er recht gehandelt hat.

Nach der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht stellt sich Waassing hinter die Mennoniten, indem er sogar selbst den Kaiser um Vergünstigungen für sie ersucht. Er ist nämlich davon überzeugt, dass „die Lehre der Mennoniten“ die Verkörperung einer Zukunftsidee ist, der Idee, „das Böse durch Liebe und Güte zu überwinden“. Im Gespräch mit dem Gouverneur erklärt er:

(…) wir Bauern wissen sehr gut, dass es einer Schar bunter Stare bedarf, um den Feind unserer Felder, die Heuschrecken, fernzuhalten, aber wir wissen auch, dass nicht jeder Vogel die Eigenschaften des Stares hat. Demnach möchte ich, obgleich ich Soldat gewesen bin und einen Krieg mitgemacht habe, nicht dazu beitragen, alle jungen Männer aufs Schlachtfeld zu bringen. (…) Es gibt bei uns Menschen, die gegen diesen Dienst religiöse Bedenken haben und die Wehrlosigkeit als Glaubensartikel hochhalten, ich meine die Mennoniten..[2]

Man kann nicht umhin, in diesem Zusammenhang die treffende Bemerkung A. Engel-Braunschmidts anzuführen, nämlich dass in den Werken Wahlbergs „religiöses Anliegen und die Schilderung des geographischen Raums auf bemerkenswerte Weise ineinander greifen, sich wechselseitig beeinflussen“.[1]

Die Geschichte hat einen glücklichen Ausgang. Mathea Köhler zeigt Charakter und Würde, indem sie Johannes Waassing durch ihr freimütiges Geständnis vor Gericht aus der Patsche hilft. Das kommt ihr teuer zu stehen, denn mit ihrem Eid und Geständnis vor dem Gericht hat sie den Bann religiöser Anschauungen ihrer Glaubensgemeinschaft gebrochen. Dieser Konflikt spielt sich vor dem Hintergrund des „schwärmerischen Sektierertums“ der Mennoniten ab, das Matheas Vater, Ohm Köhler, und der fanatische Lehrer Israel Jost repräsentieren.[4] Auf Betreiben des eifernden Israel Jost, der „die Schrift auslegt“, „die Zeichen der Zeit deutet“ und bei den Mennoniten als „hellsehender“ Mann gilt, wird sie aus der Mennoniten-Gemeinde ausgestoßen, findet aber letzten Endes zu ihrem Geliebten. Beide werden von den Mennoniten schließlich wie ihresgleichen behandelt.

Dieses Happy End wird durch die idealistische Darstellung einer „großen Gemeinde der Mennoniten, die ihre Religion von Gott, ihre Glaubensart von den Vätern erhalten haben und

---

[7] *WAHLBERG, F.,1912, S. 265 ff.*
[1] *WAHLBERG, F., 1912, S. 52.*
[2] *WAHLBERG, F., 1912, 257-258.*
[3] *ENGEL-BRAUNSCHMIDT, A., 1986, S. 60.*
[4] *ENGEL-BRAUNSCHMIDT, ebenda.*

wehrlos, in demütiger Arbeit durch die Macht des Glaubens das Gute und die Liebe auf Erden zum Sieg führen werden".[5] An diesem Zitat lassen sich unter anderem die erzieherischen Absichten des Verfassers erkennen. Nach seiner Auffassung sollten nämlich die Mennoniten das „Hüten des Erbes der Väter" sowie „festes Zusammenhalten, Arbeits- und Opferfreude, den Segen der friedliebenden Demut" allen deutschen Steppenbewohnern einprägen.[1]

Die Mordinsel. (Wahlberg, F., 1914. Die Mordinsel. Wien/Leipzig)

Vorab muss klargestellt werden, dass es die Insel dieses Namens in der Wolga tatsächlich gibt. Und auch ein Mord ist dort verübt worden. Aber mit Wahlbergs „Erzählung" hat das alles nichts zu tun.

Das erzählte Geschehen der Geschichte fand etwa um das Jahr 1912 statt, das heißt in der Zeit zwischen dem Japanischen und dem Beginn des Ersten Weltkrieges. Es ist eine ereignisreiche Zeit. Im gewaltigen Reich fängt es wieder zu gären an. Es kommt zu massenhaften Erschießungen in Sibirien, zu Straßenschlachten und Terroranschlägen, die das ganze Land erschüttern und selbst in die friedliche Wolgasteppe hineinbrodeln. Der Erzähler folgt nicht der natürlichen chronologischen Sukzession: Um Vergangenes in die Erzählgegenwart einzuführen, durchbricht er sie, indem er zur „Zeit raffenden" Rückwendung greift. Bislang wäre hier „Arbeit die Losung des Tages, Ruhe die der Nacht; die Quelle der Freude war die Natur und das heitere Gemüt der Bewohner." Nun ist es auch hier mit dieser Idylle vorbei. Es stellt sich jedenfalls plötzlich heraus, dass die ererbte rustikale Stille an den Ufern des Riesenstromes, die sich mit dem chaotischen Brodeln der Großstädte nicht vereinbaren lassen hat, trügerisch ist.

Wie die „Mennoniten" lässt auch diese „Erzählung" erzieherische Absichten des Verfassers erkennen. Gregor Kleist, der Sohn des Schullehrers im wolgadeutschen Dorf Rothenberg, und seine Cousine Judith Kleist kehren nach mehrjähriger Abwesenheit in ihr Heimatdorf zurück, aber dort ist es für sie noch enger geworden. Gregor versucht diese Beklemmung dadurch zu überwinden, dass er davon träumt, sein Heimatdorf mit der Eisenbahn zu verbinden, die sich glücklicherweise gerade im Bau befindet. Er träumt davon, die heimatliche Einöde zu industrialisieren

Sehr bald stellt sich dabei aber die finanzielle Not ein. Hinzu kommt, dass die zugezogenen fremden Arbeiter Unfrieden und Unordnung unter Gregors Landsleute bringen. Das Dorf steht davor, ins Chaos umzukippen. Die sonst so lieben Dorfgenossen, sein Vater miteinbezogen, sind nicht in der Lage, den eigenen Vorteil zu erkennen und blocken Gregors ehrgeizige Vorhaben ab. Nun sitzt er zwischen zwei Stühlen: Die Alten sind ihm wegen der Neuerungen gram, die Jungen - weil er nicht mehr für das Neue zu haben ist. Sein Plan scheitert. Er macht Pleite und hat auch privat kein Glück: Das geistesgestörte Mädchen Veronika, das er aus Mitleid oder aus materiellen Erwägungen heiratet, kann ihn nicht glücklich machen.

Judith führt indessen ein zurückgezogenes Leben und wirkt sehr verschlossen, was offensichtlich damit zusammenhängt, dass sie, wie es sich allmählich herausstellt, Mitglied einer Terroristenzelle ist. Als in den Zeitungen Berichte über Terror-Anschläge in der Hauptstadt erschienen waren, reagierte sie darauf ungestüm oder bestürzt, was Gregor nichts Gutes ahnen ließ. Vergebens versucht er, Judith zur Vernunft zu bringen. Sie lässt seine Ermahnungen an sich vorbeiziehen. Ihre Äußerungen in Auseinandersetzungen mit Gregor lassen erkennen, wes Geistes Kind sie ist: „Die Kultur, für die du immer begeistert warst, hat ja ihre große Berechtigung dadurch, dass sie das Proletariat großzieht und der Freiheit die Wege bereitet".

Judith ist schwanger, doch als Gregor es versucht, ihr unter die Arme zu greifen und aus ihrer lebensgefährlichen Situation zu helfen, hält sie entgegen: „Mein Glück ist, offen die

---

[5] *WAHLBERG, F., 1912, S. 271..*
[1] *WAHLBERG, F., 1923, S. 10.*

Wahrheit zu bekennen, nicht, dass ich gefehlt hätte oder eine Gefallene wäre, sondern dass ich frei gewollt habe … das Recht auf Freiheit“.

Das Recht auf Freiheit… Es ist die ekstatische Freiheitsbegeisterung, aus der sich Judith in staatsgefährliche Umtriebe hineinziehen lässt und schließlich auch Gregor ins Verderben zieht. Die Terroristen, mit denen Judith in Verbindung steht und die selbst polizeilich verfolgt werden, gewähren ihr einen Aufschub, damit sie das Kind austragen könne, das sie nach der Geburt der naiven und ahnungslosen Veronika schenkt. Nun ist Judith erneut „frei“…

Die ganze Geschichte nimmt ein tragisches Ende. Es kommt erneut zu blutigen Attentaten, die Polizei sitzt Judith im Nacken und ihr Versuch, sich auf die flache Mordinsel in einem Boot, das Gregor steuert, zu retten, scheitert. Der mörderische Eisgang reißt sie in die Fluten. Und als später auf der Insel ein Holzkreuz aufgestellt worden war, sagte der alte Lehrer: „Sie sollten vom Baum der Erkenntnis nicht essen, und sie taten es doch. Aber wie wollen sie nicht richten“.

Dieser innige und friedliche Ausgang erhellt keinesfalls die Hintergründe der in der Erzählung angeschnittenen gesellschaftspolitischen Vorgänge, etwa die des Terrorismus oder der Pauperisierung der Bevölkerung im Russischen Reich. Und dieses Ziel setzte sich der Verfasser offensichtlich auch nicht. Es kam ihm vor allem darauf an, die Bedrohung für die deutsche Inselwelt an der Wolga darzustellen. Außerdem gesteht er selbst, dass er „seine“ Kolonisten vor der Sucht nach einem „verfrühten Industrialismus“ warnen wollte.[1]

Laili Sultaneh

Das Buch „**Laili Sultaneh**“ von F. Wahlberg erschien zwei Jahre nach dem bolschewistischen Umsturz. In dem Roman lassen sich zwei Handlungsstränge erkennen. Der erste spielt sich auf dem Dorf ab und stellt, wie J. Warkentin bemerkt, sozusagen eine Umkehrung des wolgadeutschen Epos „Kirgisenmichel“ dar.[2]

Laili, ein Kirgisenmädchen, wird von einer Pastorenfamilie gesund gepflegt und erzogen. Das Mädchen ist ihren Pflegeeltern dankbar, will aber Kirgisin bleiben und ihren moslemischen Glauben bewahren. Um ihren Stammesgenossen effizienter unter die Arme greifen zu können, lässt sich Laili nach „kirgisischer Sitte“ von dem Hoffnungsträger der Kirgisen, dem jungen Chan Araslan, „rauben“, um ihn danach zu heiraten.

Araslan wird später meineidig. Von der Welt verlockt, gibt er als Kunstreiter Heimat, Frau, Kind und Glauben auf. Aber Laili hält ihm trotzdem nach ihres Volkes Sitte die Treue und wirkt in ihrem Aul als Kulturbringerin. Ihre Ziehmutter und ihr Ziehvater akzeptieren diese Entscheidung. Es ist ein Exempel religiöser Toleranz in der Wolgasteppe des 18. Jahrhunderts, die unter anderen von zwei Randfiguren des Romans getragen wird, nämlich vom wolgadeutschen Pastor und dem greisen Mullah Naiama, die sich blind verstehen.

Der zweite Handlungsstrang der Erzählung ist ziemlich verwickelt Die Schauplätze wechseln ständig, eine ganze Reihe von Hauptdarstellern kommt hinzu – der Wolgadeutsche Wilhelm Baumgarten, der als strafversetzter Offizier fahnenflüchtig wird und schließlich im Aul bei Laili unter angenommenem Namen Selim eine Knechtstelle annimmt, ein schleierhafter Baron, eine talentierte Sängerin, die vom Araslan erstochen wird u. a.

Während in den übrigen Romanen von Wahlberg im Mittelpunkt des Geschehens vorwiegend die Wolgadeutschen und ihre Lebensweise stehen, thematisiert er in diesem Roman - die Geschichte spielt zum Teil in einem Kirgisenaul - unter anderem auch das Leben der nomadisierenden „Kirgisen“ und ihre Religionsübungen. Er verarbeitet dadurch literarisch die Lebensweise eines Volkes, das der Literatur der Urheimat bislang kaum bekannt gewesen ist. Das macht den Roman auch für den europäischen Leser beachtlich und wertvoll. Für den Aul der Kirgisen, in dem sich Wilhelm Baumgarten als Knecht aufhält, rückt die Existenzfrage in den Vordergrund: Der Mangel an Weideland, der ja unter anderem

---

[1] *WAHLBERG, F., 1923, S. 10.*
[2] *WARKENTIN, J., S. 66.*

auch darauf zurückzuführen war, dass beträchtliche Steppengebiete unter dem Pflug der deutschen Kolonisten waren, und die unglücklichen Naturverhältnisse haben die „Kirgisen“ an den Rand einer Katastrophe gebracht. Wilhelm Baumgarten gelingt es, der Not der leidenden Nomaden abzuhelfen, indem er sie durch sein persönliches Vorbild zur sesshaften Lebensweise bewegt. Die Erzählung klingt in feierlichen Tönen aus:

Die Männer des Auls wollten dem Beispiel folgen und bereits im Frühjahr hatte sich ein jeder mit Lailis Beistand Ackergeräte aus Neudorf angeschafft. Um den Aul herum entstand ein Acker nach dem anderen.[1]

Der Verfasser erwähnt zwar die räuberischen Überfälle der Kirgisen auf die wolgadeutschen Dörfer und betont, dass der Überfall der „Kirgisen“ auf Mariental, der am 15. August 1776 stattgefunden hat, im Volksbewusstsein der Wolgadeutschen fortlebt, aber er leuchtet auch die geschichtlichen Hintergründe dieser barbarischen Überfälle ab:

Als die Kolonisation der Steppe durch ackertreibende Bewohner begann und ihr Umfang von Jahr zu Jahr größer, die den Nomaden zugeteilte Steppe dagegen immer kleiner wurde, blieben mehr von den Kirgisen auch im Winter von ihrem Wohnsitz am Heiligen Hügel aus, so dass zuletzt nur noch zwanzig Jurten zu dem Aul gehörten., (…)[2] dem kleinen Jurtendorfe war der Rückgang anzusehen. Die Zahl des zur Nacht heimgetriebenen Viehes, der Kühe, Ziegen und Schafe, war verhälnismäßig klein und die Filzwände der Jurten waren beinahe alle verwittert und geschwärzt. Auch die Bewohner trugen fast alle, klein wie groß, alt wie jung, Mann wie Weib, Zeichen der Armut, ja der Not.[3]

Gemessen an der Wirklichkeit, scheint jedoch die von Wahlberg dargestellte Bedeutung der Kulturverbreitung unter den nomadisierenden Völkern des Ostens durch den Pflug der deutschen Kolonisten übertrieben zu sein.

II. Emmy von Liphart
Aus glücklichen Zeiten

Als das HB 1962 die Erzählung „Wees Lowis ihre Flickerdecke“ veröffentlicht hatte, wurde an die Publikation die Bemerkung geknüpft, die Erzählung sei „der *ungedruckten* Schrift ‚Erlebtes und Erschautes aus den Colonien an der Wolga’“ entnommen worden. Der von H. Roemmich verfassten Einführung zum genannten Heimatbuch. ist zu entnehmen, dass diese Bemerkung nicht zufällig gefallen ist, vgl.: „Aus der *ungedruckten* (**hervorgehoben durch den Verf.**) Schrift ‚Dorfgeschichten, Erlebtes und Erschautes aus den Colonien an der Wolga’ von Emmy von Liphart“.[4] Das Attribut „*ungedruckt“* lässt daher vermuten, dass der Redaktion zu diesem Zeitpunkt lediglich ein Manuskript der genannten Erzählung vorgelegen und sie über den gedruckten Text der „Dorfgeschichten“ noch nicht verfügt hat. Zumal da das HB 1963 auf den Hinweis „*ungedruckte Schrift*“ im Zusammenhang mit der Publikation der Erzählung „Was aus ihm wurde“[5] schon verzichtet. Das gilt auch für die Veröffentlichung der Erzählung „Allerhand“ im Jahre 1964.[8] Ob das darauf hinweist, dass die Redaktion damals bereits im Besitz der gedruckten Variante der „Dorfgeschichten war“, bleibt allerdings fraglich.

Man kann wohl K.K. Klein zustimmen, der der Meinung ist, dass die „Dorfgeschichten“ von E. v. Liphart im Gegensatz zu den anderen Werken russlanddeutscher Autoren, die in der Zeit nach dem Oktoberumsturz erschienen sind, „paradiesische Zustände spiegeln“.[9] Die Verfasserin schildert tatsächlich nicht die bolschewistischen Gräueltaten, sondern die

---

[1] *WAHLBERG, F., 1919, S. 161.*
[2] *WAHLBERG, F., a. a. O., S. 23*
[3] *WAHLBERG, F., a. a. O. S. 26.*
[4] *RORMMICH, H. , 1962, S. 4.*
[5] *LIPHART, E. v., 1963, S.*
[9] *KLEIN, K.K., S. 337.*

glückliche Vorkriegszeit. Es geht um „volkstümlich wertvolle Erinnerungsbilder der engen Lebensgemeinschaft“[1]

Emmy von Liphart, geb. Jordan.
Foto: Kopie aus dem Buch „Dorfgeschichten“ von Emmy von Liphart.

Von Liphart hat in ihren Erzählungen zahlreiche wahrheitsgetreue Details und lebensnahe Begebenheiten festgehalten, die sich in Lehrer- und Pastorenzimmern oder in Bauernhaüsern und Kolonistenkreisen abspielen,[2] und bei ihren Lesern zweifellos Erinnerungen an die ihnen vertraute und wohlbekannte Welt weckten.

So waren in wolgadeutschen Dörfern Kaufläden im heutigen Sinne bis ins 20. Jahrhundert hinein eine Seltenheit, deshalb gehörten diverse Krämer, Händler, Hausierer und Bauchladenverkäufer, die sehr oft Russen waren, zum Alltag der Wolgadeutschen. Der erfolgreiche „Händler“ Gottlieb Brandel in der Erzählung „Was aus ihm wurde“ von Liphart ist am ehesten als eine Ausnahme anzusehen. Aber auch er „ging erst mit Knepp und Bennel rum“, bevor er einen „Budenhandel“ begann, vgl.:

„Es wird verzählt, wie der Alt’ noch im Kaftan mit Knepp un Bennel rumgong, is ’m aner in ’ra Windmiehl ’n Zehner schuldig gebliewe und sellmols worsch gerod so kalt, do sein die Spatza aus der Luft gefalla, un a Stormwetter worsch, dass mr net die Hand vor de Auga net geseha hot. Do is ’r nuff in die Windmiehl und hot seinen Zehner geholt.“[3]

Was Wunder, dass diese Gestalten auch in die wolgadeutsche Literatur Eingang gefunden haben. So macht H. Dorsch einen solchen Händler, den er als „Ringelruss“ bezeichnet, zum Protagonisten seines gleichnamigen Gedichts, vgl.:

---

[1] *KLEIN, K.K., ebenda.*
[2] *LIPHART, E. v., 1924, S. 65-79.*
[3] *LIPHART, E. v., 1924, S. 4.*

Der Ringelruss auch Spaß genannt,
Ist jedem Kinde wohlbekannt.
Im Sommer ist jahrein, jahraus,
In jedem Dorfe er zu Haus'.

Er führt auf seinem Zeltenwagen
Den schönsten Tausendkrämerladen,
Das Paradies der Kinderwelt,
Belagert stets und dicht umstellt.

Ihm ist nicht viel an geld gelegen,
Er nimmt als Tauschobjekt entgegen
Alt-Eisen, Lumpen, Knochen, Eier
Grad wie es passt dem Häuschen Meier.
…….
Viel Ringlein hat er je nach Maß,
Besetzt mit weiß-rot-grünem Glas,
Des freuen sich die Bürger –
Ihn'n sind es lauter Edelstein' (…)[4]

Auch in den „Dorfgeschichten", in der Erzählung „'S Katche" von E. v. Liphart, begegnen wir einem solchen Krämer, den sie als „Bündelträger" oder „Bündelruss" bezeichnet, vgl.:

‚Knepp, Schnur, Schlenka und Grappa', hörte man auf der Straße rufen. Die Sonne schien hell, der Schnee knirschte unter den Füßen; die Fenster, an denen die kleineren Kinder, die bei der strengen Kälte nicht hinausdurften, ihre schmutzigen Näschen plattdrückten, waren bis zur Hälfte gefroren. ‚Knepp, Schnur', tönte es wieder. ‚Der Jagor, Mutter, derf er reinkomme', riefen die Kinder, für die der gutmütige Russe immer was Süßes in der Tasche hatte. ‚Loss nur, der kimmt aa so', meinte der Vater. Richtig, da öffnete sich die Stubentüre und Jagor, der Bündelträger, trat herein. Sein Bart und Augenbrauen hingen voll kleiner Eisstückchen. Zuerst stellte er seinen Kasten, schnäuzte sich in seinen gelben Pelz, dann sagte er: ‚Guten Tag, Vetter Miller, braucht'r scheene Bänner für scheene Mädche?' ‚Strasti, Jagor, die Weibsleit brauchen immer was', meinte der Hausvater und blinzelte nach dem Ofen hin. Da saßen seine Annmarie und noch ein paar Nachbarsweiber auf der Bank. ‚No, wolle mol gucke, wos de hast, Jagor'. Der gefällige Bündelrusse legte alle Sachen, die er hatte, auf dem Tisch auseinander. ‚Da guck', lud er ein.

Nun ging's ans betrachten und Feilschen. Jede brauchte was, und allen borgte der Jagor (…)[1]

Nur wer es selbst beobachtet und erlebt hat, kann solch ein lebensechtes Bild zeichnen.

Volkstümlich und wahrheitsgetreu

Der volkstümliche Charakter der anspruchsvollen „Dorfgeschichten" von E. v. Liphart kommt unter anderem in der geschickten Kombination der Mundart und der Literatursprache zum Ausdruck, die den Eindruck der Lebensnähe und Natürlichkeit vermittelt, vgl.:

Die Frauen horchten auf; der Jagor erzählte oft Schnurren. Auch der Hausvater, der still rauchend am Ofen saß und tat, als höre und sähe er nichts, munterte den Jagor auf mit: „Nur, nur verzählt." „An der Lavele[2] is nen Spaß passiert. Hot aner vor Tag 'nen Wolf tot geschosse, und wie er 'nen Wolf hole wollt, worsch sa Füllche. Er hot globt, sein Füllchen war daham im Stall, un am Wasser das wär 'nen Wolf. Buwe hun Liedche druff gemocnt." Die Weiber gingen lachend heim.[3]

Man könnte über die künstlerische Wirkung dieser Wechselbeziehung der Literatursprache und Mundart in den Erzählungen von Lipharts einen Beitrag extra verfassen. Ich will es hier

---

[4] *DORSCH, H.*
[1] *LIPHART, E. v., 1924, S. 68.*
[2] *Russ. Ilovlja. Ein Fluss auf der Bergseite des deutschen Wolgagebietes.*
[3] *LIPHART, E. v., 19124, S. 69.*

aber nur mit einem zweiten Auszug aus der Erzählung „Im Schweiße deines Angesichts“ veranschaulichen, vgl.:

„Der Schulmeister zog sich rasch an, weckte seine Frau und wollte hinüber zur Brandstätte gehen. Da sah er schon die Leute aus dem Hof zurückkommen, die Flamme war aus, und nur noch ein wenig Rauch war zu sehen. – ‚Bach sagt mal, wie kam denn das?’ fragte der Schulmeister einen der Vorübergehenden. - ‚A. dem Paschke sei Scheuer ist kaputt. Sei’ Peter war mit de Buwe uf de Gasse, un wie ‚r ham kom, hot er sich in die Scheuer geleet; er wollte die Alte in der Stub net verstehrn. Hot sich ane von denne neimodische Bibiros ohgesteckt unn is eingeschlofe, und do hot’s brenne ohfange; würd’ ehm wohl aus dem Maul gefalle sei. Mit ‚re Pfeif hätt’s so leicht nix gedoh, Schulmeister (…)’ – Am nächsten Tage ging der Schulmeister zum Paschke. Er war es schon seit vielen Jahren gewöhnt, wenn in einem Hause Unglück eingekehrt war, einen Besuch zu machen und den Leuten mit Trost oder Rat und Tat beizustehen“. [4]

Die zahlreichen ethnographischen Einstreuungen wie Darstellungen der Sitten und Bräuche, beispielsweise der Hochzeiten, vermitteln den Eindruck der Lebensechtheit und –nähe, vgl.:

Die 40 Petzkuchen, 25 Zuckerkuchen und 20 Riebelkuchen gingen bald ihrem Ende entgegen. Da standen die jungen Leute mit dem Brautpaar auf und gingen zu Mesers Konrad. Der hatte seine Stube ausgeräumt und zum Tanzen Platz gemacht. Die Musik spielte einen „Rundherum“. Der Bräutigam legte einen Silberrubel vor die Musikanten und Tanzte dafür mit seiner Braut drei Reihen herum. Wer zahlte, konnte tanzen, auch für weniger Geld, wie hoch eben jeder schätzte. Drei Tage lang wurde beim Brandels Johannes gesoffen und drei Tage bei Mesers Konrad getanzt.[5]

Auch Taufen, Beerdigungen, die Beschreibung der inneren Ausstattung der Bauernstuben, die Darstellungen von Haus und Hof, Speise und Trank der Wolgadeutschen tragen dazu bei. Bedenkt man, dass diese „Fakten des Wissens“ nicht durch Studium, sondern durch unmittelbare Beobachtung und Wahrnehmung erworben worden sind, so sind sie umso wertvoller. Hier noch eines dier beachtenswerten volkskundlichen Erinnerungsbilder:

„Wees Lowis erzählte mir auch einmal von einem Dorf, wohin sie mit einer Bekannten fuhr. Dort tragen die Frauen noch Zwickelstrümpfe; das sind dunkele Strümpfe, die haben an einer Seite eine zwei Finger dicke Borte vom Knöchel bis oben hin gestrickt. Rote Rosen und grüne Blätter. Es sieht sehr hübsch aus. Der kurze Rock von eigner Wolle gesponnen und gewoben, grellrot und dunkelblau gestreift, ein weißes Hemd mit kurzen Ärmeln und ein schwarzes Sammetmieder. Früher trugen sie noch kleine Sammethäubchen mit Bändern, jetzt aber tragen sie schwarze oder bunte Tücher. (…) Die Leute in diesem Dorf sollen aus dem Elsaß stammen, sagte der Lehrer. Sie haben so eine apartige Sprach: zum Regenschirm sagen sie Parablie, und wenn sie lustig sind, sagen sie: wir machen uns pläsier. Zu Vater und Mutter sagen sie: päre und märe. Die Männer tragen im Winter aus selbstgewebtem Tuch sehr breite Hosen und eine Jacke mit Falten unter der Taille, genannt: Wams. Hohe schwarze Hüte, genannt: schap. (…) es ist ein großer, meist schöner Menschenschlag. (…)“[1]

Vor geschichtlichem Hintergrund

Auf geschichtliche Ereignisse geht von Liphart speziell nicht ein. Sie nutzt diese lediglich als Hintergrund, mit dem sie ihre poetischen Bilder durchwebt, vgl.:

„In den siebziger Jahren sollten die Deutschen auch Soldaten werden, und wer das nicht wollte, verließ seine Heimat und floh nach Amerika. Heiners Schwester Marie, die gerade Braut geworden war, ließ sich trauen und zog mit ihrem Manne auch hin.“[2]

Das wolgadeutsche Städtchen Balzer (heute Krasnoarmejsk) liegt auf der Bergseite der Wolga und war ein Zentrum der Sarpinka-Weberei, die sich von Sarepta aus im ganzen deutschen Wolgagebiet ausbreitete. Auch dieses in ganz Russland bekannte Baumwollgewebe findet in den „Dorfgeschichten“ ihre Erwähnung, vgl.:

---

[4] *LIPHART, E. v., 1924, S. 26-27.*
[5] *LIPHART, E. v., 1924, S. 6*
[1] *LIPHART, E. v., 1924, S. 54-55.*
[2] *LIPHART, E. v., 1924, S. 60-61.*

Es wurde sellemal viel erzählt von unseren Sarpinka-Händlern, dass bei der Ausstellung in Petersburg die Kaiserin sich solches Zeug genommen hat, und da wollten denn viele solch Zeug haben.[3]

Auch die Auswanderung eines Teils der Wolgadeutschen nach Amerika wird in den „Dorfgeschichten" auf die genannte Weise mehrmalig thematisiert.

Schlussbemerkungen

F. v. Wahlberg war für P. Sinner „der größte Dichter der Wolgakolonien, der einzige einstweilen, der sich seinen Namen in der großen Literatur errungen hat".[4] Man kann auch J. Warkentrin beipflichten, der sich mit unbegründeten Lobhudeleien immer zurückgehalten hat, der aber in Bezug auf Wahlberg bemerkt, dass er sich schließlich „zu einem der namhaftesten Vertreter der russlanddeutschen Literatur hocharbeitete". Außerdem liegt J. Warkentin mit seinem Hinweis, Wahlberg sei „kein Zugereister, kein Interessierter auf Zeit" gewesen, „sein ganzes Denken und Fühlen" habe „im wolgadeutschen Boden" gewurzelt,[5] zweifelsohne richtig.

F. v. Wahlbergh wurde an der Wolga geboren und wuchs unter Wolgadeutschen auf. Seine Muttersprache war Deutsch, was er immer wieder betonte. Sein Vater, Karl Friedrich Wahlberg, war lutherischer Pastor in Katharinenstadt, seine Mutter, geb. Anna Dorothea Elisabeth Buck, war Tochter eines eingewanderten Pastors. Auch Wahlbergs ältester Bruder, Karl Erich Wahlberg, war sein Leben lang lutherischer Pastor in der Kolonie Gnadenflur.

Die wichtigsten deutschen Romane von F. v. Wahlberg, die er selbst als Erzählungen bezeichnete, „Christian Bode" (1910); „Die Mennoniten" (1912), „Die Mordinsel" (1914), „Laili Siltaneh" (1919) fielen dem Rotstift der russischen Zensur zum Opfer und durften in Russland in Buchform nicht herausgegeben werden. Sie erschienen daher allesamt in Deutschland. Die Skepsis A. Engel-Braunschmidts, die bezweifelt, dass diese Werke „eine größere Zahl russlanddeutscher Leser überhaupt zur Kenntnis nehmen konnte",[6] ist daher durchaus berechtigt. Insbesondere wenn man berücksichtigt, dass Wahlbergs Romane in der Sowjetzeit als „provinzielle" und „pfäffisch-kulakische" abgestempelt worden sind.

Nichtsdestoweniger kannte man die Werke Wahlbergs an der Wolga. Er selbst schreibt in seiner „Beichte", dass er „Die Geburt der Heimatliebe bei den Bewohnern der Wolgasteppe" für das von J. Brendel und P. Sinner geplante „Jahrbuch zum 150jährigen Jubiläum der Wolgakolonien (1764-1914)" schrieb. „Da indes der Krieg das Erscheinen des Jahrbuches unmöglich machte und der Sammelband nicht erscheinen konnte, wurde das Märchen in der „Deutschen Volkszeitung" abgedruckt, worüber mir Herr P. Sinner in einem Brief vom 5. März 1915 Mitteilung machte". Und, was in diesem Zusammenhang besonders wichtig ist, er gibt an: „Das war mir nun auch sehr lieb, weil die Deutsche Volkszeitung, das Organ der Wolgadeutschen, ihren Lesern bereits meine Erzählungen vermittelt hatte. Durch sie waren meine schlichten Arbeiten, die kindlichen Liebesgaben eines Sohnes der Steppe dem Volk, in dessen Mitte er das Licht der Welt erblickt hatte, nahe gebracht worden".[1] Dass die Werke von Wahlbergs in der „Deutschen Volkszeitung", und zwar in der literarischen Beilage dieser Zeitung „Hausfreund" „vorkamen", betont auch W. Ekkert.[2]

Wahlberg wurde aber nicht nur an der Wolga, sondern auch in anderen angestammten Siedlungsgebieten der Russlanddeutschen gelesen.[3] Auszüge aus Wahlbergs Werken

---

[3] *LIPHART, E. v., 1924, S. 59*
[4] *SINNER, P., 1956, S. 156.*
[5] *WARKENTIN, J., S.*
[6] *ENGEL-BRAUNSCHMIDT, A.., S. 64.*
[1] *WAHLBERG, F., 1923, S. 7-8. Die Zeitungsnummern mit Wahlbergs „Erzählungen" waren mir nicht zugänglich.*
[2] *EKKERT, W., Bis zum Oktober ..., S. 269.*
[3] *ENGEL-BRAUNSCHMIDT, A., 1977, S. 141.*

erschienen vor dem Zweiten Weltkrieg in wolgadeutschen Presse-Organen in Deutschland.[4] In jüngster Zeit wandten sich dem Schaffen von F. v. Wahlberg einige Literaturwissenschaftler der Bundesrepublik zu.[5]

F. v. Wahlberg kann man nicht unter H. v. Heiseler und R. v. Walter einreihen und dem „städtischen Russlanddeutschtum vor allem in Petersburg, ohne Beziehung zur russlanddeutschen Landbevölkerung“ zuordnen, wie es A. Ritter tut.[6] Wahlberg verbrachte zwar den größten Teil seines Lebens in der Hauptstadt Finnlands, das damals zum Russischen Reich gehörte, wo er in hohem Ansehen stand, er verstand sich aber als Wolgadeutscher, was in seinen deutschen literarischen Werken eindeutig zum Ausdruck kommt, die er seinen Landsleuten als ein wertvolles Erbe hinterließ. A.

Die Erzählungen von E. v. Liphart, die sie in ihrem Buch „Dorfgeschichten“ zusammengefasst und 924 in Chikago herausgegeben, sind eindeutig der wolgadeutschen Literatur zuzuordnen. In der Einführung (zum Geleit), die H. Roemmich der Publikation der Erzählung „Wees Lowis ihre Flickerdecke“ von E. v. Liphart vorausgeschickt hat, schreibt er, dass diese „ansprechende Erzählung den russlanddeutschen Leser in eine Welt führt, in der er sich angesprochen und heimisch fühlt, weil er sie als seine eigene Welt erkennt. Es ist eine Novelle von feinem Einfühlungsvermögen der Verfasserin“[7] Das kann man auf alle Erzählungen der „Dorfgeschichten“ von Emmy von Liphart ausdehnen.

LITERATURVERZEICHNIS

DORSCH, H. (1929): Der Ringelruss. In: Dakota Neue Presse, Nr. 38, S. 7.

EKKERT, W. (1986): Bis zum Oktober. Zur Geschichte der Literatur der Deutschen in Russland. In: HW, Moskau, Nr. 2, S. 238-277.

ENGEL-BRAUNSCHMIDT, A. (1977): Russisches und Deutsches bei den Sovetdeutschen. In: Festschrift für Dietrich gerhardt aus An lass des 65. Geburtstages. Herausgegeben von A. Engel-Braunschmidt und A. Schmücker. S. 139-166. 141.

ENGEL-BRAUNSCHMIDT, A. (1986): „Kaiser, Pfaffe und Kulak“. Zur so genannten Pfaffen- und Kulakenliteratur der Russlanddeutschen. In: Kirche im Osten, Göttingen, Bd. 29, S. 38-68.

EPP, K. (1994): Die deutschen Mennonitenkolonien an der Wolga. In: Dahlmann, D./Tuchtenhagen, R. (Hrsg.): Zwischen Reform und Revolution. Die Deutschen an der Wolga 1860-1917. Essen, S. 282-203.

---

[4] *WAHLBERG, F. v., 1923; Ders., 1924: Ders., ohne Jahr.*

[5] *ENGEL-BRAUNSCHMIDT, A.; RITTER, A.*

[6] *RITTER, A., 1975, S. 48-49.*

[7] *ROEMMICH, H., S. 4.*

FITTBOGEN, G. (1936): Ferdinand von Wahlberg. Der erste deutsche Dichter von der Wolga. In: Deutsche Post aus dem Osten, Nr. 4, Berlin, S. 5- 7.

ISRAEL, F. (1934): Alter Doktor. Das Bild eines Auslandsdeutschen. In: Erzgebirgischer Volksfreund: mit Schwarzenberger Tageblatt. Nr. 279, S. 4 .

JORDAN, E.. (1909): Im Schweiße deines Angesichts. In: Deutsche Volkszeitung, Nr.10 vom 01. November (mit Fortsetzungen in Nr. 11-12).

KINDERMANN, H. (1938): Rufe über die Grenzen. Berlin.

KLEIN, K.K. (1939): Literaturgeschichte des Deutschtums im Ausland. Binnenrussland. Neu herausgegeben mit einer Bibliographie (1945-1978) von Alexander Ritter 1979. Hildesheim/New York, S. 206-217.

KORN, R. (2014): Der Weg des Bernhard Ludwig von Platen. Ein wolgadeutsches Itinerar. In: HB, S. 133-158

LIPHART, E. v. (1924): Dorfgeschichten. Erlebtes und Erschautes aus den Colonien an der Wolga. Chikago.

LIPHART, E. v. (1962): Wees Lowis ihre Flickdecke. (Der ungedruckten Schrift „Dorfgeschichte. Erlebtes und Erschautes aus den Colonien an der Wolga“ entnommen). In: HB, S. 118-126.

LIPHART, E. v. (1963): Was aus ihm wurde. In: HB, S. 146-149.

LIPHART, E. v. (1964): Allerhand. (Aus. „Dorfgeschichten. – Erlebtes und Erschautes aus den Kolonien an der Wolga“ von Emmy v. Liphart). In: HB, S. 155-156..

RITTER, A. (1975): Sowjetdeutsche Literatur. Patriotische Akklamation und nationale Existenzerscheinung. In: Zeitschrift für Literatur, hrsg. von Hans Bender, begründet von W. Höllerer und Hans Bender. München, S. 46-74.

RITTER, A. (1990): Von der sowjetischen Literatur deutscher Sprache zur deutschen Literatur in der Sowjetunion: Die deutschsprachige Gegenwartsliteratur in der UdSSR. In: Die Deutschen und die Völker der Sowjetunion. Akademiebericht. München, Nr. 163, S. 206-258..

ROEMMICH, H., Zum Geleit. In: HB, 1962, S. 4.

SINNER, P.(1923): Das Volksleben der Wolgadeutschen. In: Das Neue Russland, Nr. 1/2, S. 7-14. **GOD!!!**

SiINNER, P. (1924): Ferdinand von Wahlberg. In: Wolgadeutsche Monatshefte, Nr. 21/22, S. 115-116.

SINNER, P.(1956): Die Wolgasteppe. In: HB, S. 155-156.

SCHNEIDER, W. (1965): Die russlanddeutsche Dichtung von den Anfängen der Siedlung bis 1936. In: HB, Stuttgart, S. 55-71.

SCHNURR, J., Bearb. (1978): Die Kirchen und das religiöse Leben der Russlanddeutschen. Evangelischer Teil. Stuttgart.

WAHLBERG, F. v. (1908): Die sittlichen Weisungen Jesu und die Kulturgemeinschaft der Liebe. Halle a. S.

WAHLBERG, F. v. (1910): Christian Bode. Erzählung aus den deutschen Kolonien an der Wolgasteppe. Berlin/Leipzig.

WAHLBERG, F. v. (1911): Die Christgaben des Todes. Wien/Leipzig.

WAHLBERG, F. v. (1912): Die Mennoniten. Wien/Leipzig.

WAHLBERG, F. v. (1914). Die Geburt der Heimatliebe unter den Bewohnern der Wolgasteppe. Ein Märchen. Als Handschrift gedruckt. Helsingfors.

WAHLBERG, F. (1914): Die Mordinsel. Wien/Leipzig.

WAHLBERG, F. (1919): Laili Sultaneh. Wien/Leipzig

WAHLBERG, F.v. (1923): Die Beichte meiner Feder. In: Wolgadeutsche Monatshefte, II. Jg., Berlin, Nr. 1-2, S. 8-11.

WAHLBERG, F. (1924): Der Schneesturm. In: Wolgadeutsche Monatshefte, Nr. 21/22, S. 115-116

WAHLBERG, F. (ohne Jahr): Wie die Steppe dem Menschen zur Heimat wird; Draußen uf die Steppe; Eine Winterreise durch die Steppe. In: Der Wolgadeutsche im Wolgalande. Berlin, S. 24-42.

WARKENTIN, J. (1999): Geschichte der russlanddeutschen Literatur aus persönlicher Sicht. Stuttgart.